

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

226 (29.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhaltung und Wille



Die Nacht war mondhell, als Berlettis die Stalltür öffnete, um mit seinem Eselgesähr ins Dorf zu fahren und die Hebamme zu holen. „Oh, Konzo! aufstehen!“ rief er dem Esel zu. „Aufstehen! Der Erbe kommt an!“ Aber Konzo rührte sich nicht. Auch nicht, als er von derben Bauernstiefeln einen unanständigen Tritt bekam.

Da gewahrte Berlettis, daß der brave Esel tot war. „Berlettis“, dachte der Bauer und folgte logisch richtig: „Von den Puri.“ Er erinnerte sich des Strelitz, den er vor einigen Tagen mit den Nachbarn wegen eines von Konzo entzogenen Rebhockes gehabt hatte. Zufällig hatten die Brüder Puri noch böse Drohungen gegen das harmlose Tier ausgesprochen. Gerührt strich Berlettis über Konzos kaltes Genick.

Am anderen Morgen war der heiß ersehnte Stammhalter da und Berlettis Jörn verrückt. Aber rächen wollte er sich doch! Monatlang hatte sich der Bauer auf die Geburt seines ersten Kindes gefreut, und nun es gar ein Sohn war, sollte das Ereignis mit gebührendem Pomp gefeiert werden. Der unverhoffte Tod Konzos hatte seine Stimmung doch beträchtlich gedrückt.

So stand Berlettis etwas betrübt an der Schwelle seines Hauses, als gerade die Brüder Puri vorüberkamen. Sie begrüßten ihn scheinheilig zum Erben. Berlettis gefellte sich ihnen zu und ging ein Stück Weges mit ihnen. Er wollte sehen, ob die Gauner sich verrieten.

„Ja, ja“, fing Berlettis an, „der Bub ist gekommen, und der arme Konzo ist gegangen.“

„Was du nicht sagst! Tot ist er? Was hat ihm denn gefehlt?“

„Der Schlag wird ihn getroffen haben. Er war alt.“

Dem Bauer entging es nicht, daß die beiden Brüder sich anblinzelten.

„Es tut mir leid um das gute Tier. Sonst ist es ja mein Schade nicht. Er war hoch verehrt. Da laß' ich mir ein junges Tier und mach' noch ein schönes Geschäft dabei.“ Und nach einer Pause fuhr Berlettis fort: „Was ich noch sagen wollte: zur Lausie am Sonntag laß' ich natürlich auch eingeladen.“

Die letzten Worte hatte Berlettis Schwägermutter gerade noch gehört, die mit gefüllten Wassereimern am Tragholt vom Brunnen kam. „Was“, errietete sie sich, „diese Lumpen hast du noch großartig eingeladen?“

„Ach nur — das ich meine Sache.“

In der Nacht, bei Mondschein, lud Berlettis seinen toten Esel auf den Schubkarren und fuhr ihn hinab nach dem Fluß. Und wie eine mächtige Sturzwelle den Rabauer verschlang, rannen dem Bauern die Tränen über das braune, harte Gesicht. Wie viele Jahre hatte ihm das gute Tier treu gedient, und nun sollte es nicht einmal mehr den jungen Herrn mit seinem melancholischen Gesänge begrüßen.

Am Sonntag wurde die Lausie des Stammhalters der Berlettis gewaltig gefeiert. Im Dienenhain, der das Haus umgab, war eine lange Tafel aufgestellt, und Bratendunst mischte sich mit dem würzigen Hauch, der von der Limonenterrasse herüberwehte. Roter Wein floß in die Kehlen und über die Tischtücher, und die Unterhaltung war im Schwung. Berlettis ließ gefüllte Schüsseln und Platten heranzuschleppen: man oh, trank und lachte und ließ sich's wohlgehen.

Auch die Puri waren da. Und als man die ländlich derben Tische ausbrachte, wurde auch des armen Konzo gedacht.

„Ja, ja — er war schon ein guter Kerl“, sagte Berlettis und, indem er sich an seine Nachbarn wandte: „Gut, ja — aber für euch vielleicht ein bißchen hart, wie?“ Und seine Augen funkelten.

„Alles brüllte vor Lachen, obwohl man nicht recht verstanden hatte, was Berlettis damit meinte. Aber man merkte: das ging auf die Puri.“

„Hat er euch geschmeckt?“ fragte Berlettis und lachte höhnisch.

Da brach nun doch eine große Erregung unter den Gästen aus.

„Na, na — beruhigt euch! Es waren nur zwei Besties und ein Stückerl Leber, die der gute Kerl für seine beiden Freunde gelassen hat. Als Dant für einen abgetrennten Rebhock, als Schadensersatz.“

Die gute Laune war sogleich wiederhergestellt: man hielt Berlettis Worte für einen Witz. Nur die Puri waren bleich geworden.



Sie erkannten auf einmal: das Fleisch hatte deutlich nach Kupfer-essig geschmeckt, und es wurde ihnen übel. Bei der ersten besten Gelegenheit gingen sie heim und schürzten sich, daß das noch nicht das Ende wäre.

ierzehn Tage später begab sich Berlettis in die Kreisstadt, um die Versicherungssumme abzuholen. Da kam er aber schon an! Der Beamte schrie: „Wie? Sie haben noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Ihr Esel sei gestorben? — Geschlocht haben Sie ihn! Jamohl! Zur Lausie Ihres Kindes! Jamohl! Das ist Betrug!“

Und krachend fiel der Schalter zu.

Berlettis stand wie betäubt. Es dauerte eine geraume Weile, bis er kapiert hatte. Diese Lumpen! Ganz gefickt und übermäßig von sozialer Gemeinheit verdrängt er nicht einmal, sich zu verteidigen.

Spät in der Nacht kehrte er heim. Er ging an Konzos leerem Stall vorbei und schlich ins Haus, in die Kammer, wo Weib und Kind schliefen. Und als er leise die kleinen, roßigen Häufchen seines Sprößlings in seine starke, harte Bauernschau nahm und sie vorsichtig drückte, war ihm, als stänge draußen, hinten am Walde, wo der Fluß ist, der melancholische Gesang eines Esels.

Max Slevogt

Der Tod des grossen Malers

Die Berliner Sezession ruhte auf den Schultern der drei Maler Max Liebermann, Louis Corinth und Max Slevogt. Corinth, der Dürstige, der urwüchsigste und hemmungsloseste, ist vor sieben Jahren gestorben. Max Liebermann, gemäßigter und viel kultivierter, durch und durch Großstadtmensch, steht im 86. Lebensjahre und ist kaum noch unter die Schaffenden zu rechnen. Nun ist auch der Jüngste unter ihnen, der Süddeutsche Max Slevogt, plötzlich durch eine Lungenkrankheit, die sich zu einem alten Herzeleid gefügt hatte, auf seinem Landgut Neu-Kastell bei Landau in der Pfalz gestorben.

Man kann Slevogt nicht gut wie Liebermann unter die kämpferischen Naturen rechnen. Er wurde „Sezessionist“, d. h. Sonderbündler, deutscher Expressionist, als die Entscheidungsschlacht schon geschlagen war. Gerade damals, als die neue Richtung am heftigsten auf die alte prallte und der Naturalismus, die „Kinnsteinfunk“, von allen Trabanten des Hofes und der „Gelellschaft“, den Schintens- und Sittensmalern, verlästert und bespottet wurde, gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wurde der in Landshut am Rhen geborene Sohn eines königlich-bayerischen, mit dem persönlichen, also unverserklichen Adel ausgezeichneten Hauptmanns noch nicht, ob er Musiker oder Maler werden sollte. In Würzburg, der Stadt des edelsten deutschen Barock, dessen Fürber von Balthasar Neumanns Bischofs-sitzens ausstrahlte, zugleich des gemäßigten Fresco nördlich der Alpen, Tiepolos Treppenhausmalerei, wird Slevogt sich für die Malerei entschieden haben. Mit zwanzig Jahren, 1889, finden wir ihn in Paris, wo man damals besser als an irgendeiner deutschen Akademie die Malerei erlernen konnte, und zwar die Freilichtmalerei, die sich folgerichtig aus dem Materialismus, in der Kunst als „Naturalismus“ bezeichnet, ergab.

Slevogt konnte sich ausgebreitete Studienreisen erlauben, die ihn nach Holland, Italien, ja, bis nach Ägypten führten. Außer Manet und Liebermann hat der süddeutsche Maler Wilhelm Trübner ihn stark beeinflusst. Vielleicht ließ er sich sogar zu stark beeinflussen; das, was er aus eigenem zu seiner Kunst beizubringen hatte, war nicht eben viel. Er hatte eine ungemein geschickte Hand und sehr viel Farbensinn —, aber das allein macht noch nicht den großen Künstler. Er hat es zu leicht gehabt im Leben: nirgends spürt man Kampf und Widerstände. Mit 33 Jahren ist er bereits Professor an der Kunstakademie in München. Aber es zieht ihn nach Berlin, wo er findet auch hier alle Wege gebahnt. Der Vorzug von Bruno Cassirer verleiht seine Graphik: Steinzeichnungen, in denen Slevogt orientalische Märchen nach erzählt und mit der „Auberflöte“ dem Genius Mozarts huldigt. Den Sängern d'Andrade verleiht er als „Don Juan“ (der Schaulpieler Faure als „Hamlet“, von Manet mag ihn dabei inspiriert haben); die Dresdener Staatsoper gibt ihm die Ausstattung dieser Mozart-Oper in Auftrag. Aber die Ausführung enttäuscht: das große Format ist nicht Slevogts Sache. Er malt den Bremer Rotstiller aus und den Gartenpavillon eines reichen Privatmannes in Glatow, dessen Wände die Nationalgalerie in Berlin erworben und im Kronprinzenpalais aufgestellt hat.

Alle Werte Slevogts sind flott in der Technik und zeugen von einer durchaus optimistischen Lebensauffassung. Im kleinen Format seiner Zeichnungen ist er oft voll reizender Einfälle. Landschaften und Bilder von Pierberennen versehen die bürgerliche Kunstwelt in helles Entzücken. Er hat eigentlich immer eine gute Presse gehabt. Aber gerade das stimmt bedenklich. Er hat nie Flächen gebeten. Die Schattenseiten des Lebens haben ihn terferiert. Die „Steinmalerei“ war bereits ein überwundener Standpunkt, als Slevogt nach Berlin überföhrte. Unter seinen Händen wurde die Malerei ein Mittel, Luxus und Genuß zu verherrlichen. Deshalb ist seine Kunst so affade geblieben; in das wahre Wesen ihrer Zeit ist sie nie eingedrungen. Wir stehen ihr heute schon fremd gegenüber. Slevogt hat sich selbst überlebt.

Hermann Hieber.



Das bedeutete, daß sie nach Ablauf der vier Monate Kündigungsfrist nicht's bekam — vielleicht würde man ihr von Rente bewilligen, wenn sie einen Antrag stellte — vielleicht aber auch nicht. Die paar tausend Mark, die sie sich gespart hatte, würden bald verbraucht sein, und was dann? Dann mußte sie, falls sie Rente bekam, mit 50 oder 60 Mark im Monat auskommen! — Sie, die sich bei ihrem Gehalt nie hatte einschränken brauchen, die Konzerte, Theater, Kinos besucht hatte, die jeden Sommer während ihres Urlaubs vereist war — sie sollte mit 50 oder 60 Mark im Monat auskommen —?

Sie erlitt einen schweren Rückfall und wurde von neuem bettlägerig. An eine Versicherung war vorläufig nicht zu denken. Der Arzt versuchte alle Mittel, um ihr Interesse zu erwecken, ihren Lebensmut zurückzurufen — es war alles umsonst. Sie lag im Bett und starre teilnahmslos vor sich hin.

Eberhard Jahn dachte indessen gar nicht daran, den Posten der Expedientin neu zu befehen. Er arbeitete ein neues Fakturiersystem aus, das es ermöglichte, die zum Versand kommenden Artikel direkt von der Order in die Maschine zu übertragen.

Er sparte dadurch die Expedientin; statt dessen stellte er für die Versandabteilung zwei junge Arbeiterinnen ein, die nichts weiter zu tun hatten, als die Ware aus den großen Kartons in Postpakete zu packen und das Gewicht festzustellen.

Diese Mädchen bekamen wöchentlich 15 Mark Lohn, das machte im Monat zusammen etwa 130 Mark. Frau Sperber

bezog ein Gehalt von 450 Mark — es ergab sich also eine Erparnis von über 300 Mark.

Eberhard war sehr zufrieden mit dieser Regelung.

Esfriede schrieb aus Rudowa täglich lange Briefe. Eberhard schnitt manchmal schmerzliche Grimassen, wenn er die Fehler sah, die sie machte. Es gefiel ihr dort nicht, sie hatte keinen rechten Anschluß und dazu „rajende Sehnsucht“ nach ihrem Ebi.

Eines Abends fand er beim Nachhausekommen folgenden Brief vor:

Mein geliebter Ebi!

Ich habe eine große, freundige Ueberraschung für Dich: In drei Tagen bin ich daheim! Bei Dir, bei meinem geliebten kleinen Ebi! Du freust Du Dich wohl? — Ich auch.

Paß mal auf, wie es also gekommen ist. Ich habe mich hier so schrecklich gemoppt. Abgesehen von meiner Sehnsucht nach meinem Ebi, die mir raelend zuseht, war es mir viel zu langweilig hier. Mama darf so wenig wie möglich laufen und verbringt fast den ganzen Tag auf dem Biegeklubl. Nur zum Brunnen Trinken geht sie in den Kurpark. Das ist doch selbstverständlich nichts für mich, immer stillzusitzen. Ein paar mal habe ich alleine einen Ausflug gemacht; zur Heuschauer, zum Schweizerhaus und zur Schabelfapelle. Du, das ist aber grauig, ich habe immerzu gedacht: Wenn bloß der Ebi hier wäre und dir Mut zusprechen würde. Die ganze Kapelle, der Altar und alles sind aus Totentöpfen und Knochen von Menschen gebaut, die mal an irgendwas gestorben sind. An Pest oder Cholera oder was weiß ich. Denk Dir bloß an, lauter tote Gebeine und dazwischen Deine Ebi! Ich war froh, als ich wieder im Sonnenlicht stand. Es war gräßlich!

Aber immer macht mir das einsame Herumlaufen keinen Spaß. Und weil Du mir schreibst, du kannst mich jetzt wegen der Konjungtur nicht besuchen, da habe ich mich entschlossen und komme heim. Uebermorgen reise ich ab und komme nachmittags mit dem Bäder-D-Zug auf dem Görtzker Bahnhof an. Mama braucht mich hier nicht, und ich selbst fühle mich sehr wohl; gar keine Spur mehr von

der „kleinen Erkältung“ (Du verstehst, was ich meine) zu merken!

Also auf Wiedersehen, Geliebter!

Du holst mich doch vom Bahnhof ab?

Tausend Grüße und Küsse von Deiner Dich liebenden Efi.

P. S. Hast Du auch solche Sehnsucht nach mir?

Eberhard stand auf dem Bahnsteig und wartete auf den Zug, der zehn Minuten Verpätung hatte. Er trug in der rechten Hand einen Rosenstrauß, der sorgfältig in Seidenpapier eingeschlagen war.

Esfriede winkte schon von weitem aus dem Gangfenster des 2. Klasse-Wagens. Er half ihr beim Aussteigen und rief einen Gepäditräger. Nach der für ihn etwas peinlichen Begrüßung — Esfriede fiel ihm stürmisch um den Hals und konnte sich nicht genug tun in Küssen und lauten Fragen, ob ihr „Ebi“ ihr auch wirklich nicht untreu gewesen wäre — gingen sie auf die Straße. Hermann Vordardt war nicht selbst gekommen, aber er hatte das Auto zum Bahnhof geschickt.

Während der Wagen durch die Stadt fuhr, lehnte sich Eberhard beaglich in den tiefen Sitz zurück. Esfriede plapperte unaufhörlich von ihren Erlebnissen, aber er achtete kaum darauf. Seine Gedanken waren bei dem Wagen.

Weshalb sein Vater eigentlich nicht schon längst ein Auto gekauft hatte? Leisten konnten die Jahn's sich's doch wirklich! Gewiß, sein Vater fuhr nicht Auto, er hatte eine Abneigung dagegen — aber konnte er deshalb verlangen, daß sie alle — er, Eberhard, auch auf jede Bequemlichkeit verzichteten?

Das war unbillig. Jetzt, wo Esfriede wieder zurück war, würde er oft, mindestens jeden zweiten Tag, nach Schlachten-see hinausfahren müssen. Niemand konnte ihm zumuten, daß er dazu die unhygienische Untergrundbahn benutzen sollte. Das war die beste Gelegenheit, seinem Vater die Zustimmung zum Kauf eines Wagens abzuluchsen. Er hatte da einen netten Roadster gesehen, Chrysler, für zwei Personen mit einem Koffizig. 5400 Mark sollte er kosten, das war nicht zuviel für den Wagen.

(Fortsetzung folgt.)